

Digitalisierung von Bibliotheks- und Archivgut im Schnittpunkt von Benutzung, Erschließung und Bestandserhaltung

Das Beispiel des Düsseldorfer Fragmentprojektes

Von Max PLASSMANN

Als die Weiterentwicklung der technischen Möglichkeiten es in den 1990er Jahren erlaubte, lesbare Abbildungen von Bibliotheks- und Archivgut im Internet zu präsentieren, wurde dieser Fortschritt zunächst hauptsächlich für Zimelienschauen und Illustrationen von sonst zu trocken erscheinenden Texten eingesetzt. Das war zwar nicht ohne Sinn, schöpfte aber die Chancen der Digitalisierung bei weitem nicht aus¹.

Es genügt nicht, die Digitalisierung eindimensional nur unter einem der in der Überschrift genannten Aspekte Benutzung, Erschließung und Bestandserhaltung zu betrachten, wenn auch in allen drei jeweils isoliert ein deutlicher Fortschritt entstehen kann. Aber der eigentliche Gewinn liegt in den Synergieeffekten, die durch eine Verbindung der drei Bereiche entstehen, oder anders ausgedrückt: Maximalen Nutzen verspricht die auch heute noch nicht billige Digitalisierung von Altbeständen, wenn von vorneherein bei der Auswahl und Bearbeitung der zu digitalisierenden Stücke die Bereiche Benutzung, Erschließung und Bestandserhaltung gemeinsam im Auge behalten und berücksichtigt werden.

I. Benutzung

Der offensichtlichste Nutzen der Digitalisierung in Verbindung mit einer Internetpräsentation liegt in der Erleichterung des Zugangs für den Benutzer. Er kann bequem von zu Hause aus auf die gewünschten Stücke zugreifen. Die Anfertigung teurer Reproaufträge wird wenigstens zum Teil unnötig und – was noch stärker ins Gewicht fällt – der Benutzer ist nicht mehr gezwungen, lange und teure Anreisen auf sich zu nehmen, obwohl seine Fragestellung vielleicht mit nur einem einzigen Blick auf eine bestimmte Seite zu beantworten ist.

Der Zugang zu Bibliotheks- und Archivgut wird also durch dessen Digitalisierung erheblich

¹ Vgl. Manfred THALLER (Hg.), *Codices Electronici Ecclesiae Coloniensis. Eine mittelalterliche Kathedralbibliothek in digitaler Form* (Göttingen 2001); Hans-Heinrich EBELING/Manfred THALLER (Hg.), *Digitale Archive. Die Erschließung und Digitalisierung des Stadtarchivs Duderstadt* (Göttingen 1999); Torsten SCHASSAN, *Codices Electronici Ecclesiae Coloniensis. Ein bibliothekarisches Digitalisierungsprojekt*, in: *Der Archivar* 56 (2003) S. 33–37; Hartmut WEBER/Gerald MAIER (Hg.), *Digitale Archive und Bibliotheken. Neue Zugangsmöglichkeiten und Nutzungsqualitäten* (Stuttgart 2000).

vereinfacht und verbilligt². Manche Forschungsprojekte könnten auf diese Art und Weise erst möglich werden, während der Nutzen für multimediales Lernen etwa im Bereich der Historischen Hilfswissenschaften oder der Kunstgeschichte nicht hoch genug zu veranschlagen ist.

II. Erschließung

Zu hüten hat man sich indes vor einem zu großen Optimismus. Solange sich die Digitalisierung größerer Bestände auf wenige Pilotprojekte beschränkt, ist die Übersicht noch leicht zu wahren. Wenn irgendwann aber einmal jede größere Bibliothek auch nur ihre wichtigsten Bestände online verfügbar macht, droht die Transparenz verloren zu gehen, wenn nicht rechtzeitig für eine übersichtliche Erschließung gesorgt wird. Drucke müssen in jedem Fall über Verbundkataloge zu erreichen sein, während für Handschriften ja bereits die bundesweit angelegte Handschriftendatenbank der Deutschen Forschungsgemeinschaft existiert. In diesem Bereich der Normierung und Standardisierung des Zugriffs ist jedoch noch viel zu tun, und vielleicht sollte diesem Aspekt vordringlich Aufmerksamkeit gewidmet werden, solange die Datenmengen noch relativ klein sind, die später einmal aufwendig in einen Standard konvertiert werden müssen.

Doch auch die Erschließung innerhalb eines Bestandes will wohlbedacht sein. Es darf nicht bei der bloßen Bereitstellung von Images bleiben, die über die Signatur ansteuerbar sind. Vollen Nutzen bringt die Digitalisierung erst dann, wenn die Images in eine recherchierbare Umgebung eingebunden sind, also vorzugsweise in eine Datenbank, in ein Content Management System und in ein XML-Format.

Die traditionelle bibliothekarische und archivische Erschließung stellt genügend Instrumente bereit, um alle wichtigen Informationen an den Benutzer zu transportieren, sei es nun über nur im Hause selbst einsehbare Kataloge und Findmittel oder – moderner – über deren Online-Versionen. Wenn diese als recherchierbare Datenbanken bzw. XML-Instanzen ausgeführt sind, bieten sie sogar ein erhebliches Mehr an Recherche- und damit Nutzungsmöglichkeiten. Die Digitalisierung der erschlossenen Originale selbst bringt aus Sicht der Bibliothek in dieser Hinsicht keinen großen Gewinn³.

Die Möglichkeit, Digitalate im Internet verfügbar zu machen, kann jedoch zu einer Änderung bei Art und Aufwand der Erschließung selbst führen, wenn Digitalisierung und Erschließung von vorne herein einem einheitlichen Plan unterworfen sind. Das wird insbesondere am Beispiel des Düsseldorfer Fragmentprojekts deutlich. Denn längst nicht alle diese Fragmente enthalten längere Texte, deren exakte Einordnung über Editionen, Datenbanken und sonstige Hilfsmittel möglich ist. Je weiter man sich in Richtung Spätmittelalter bewegt, um so öfter tauchen Ausschnitte aus Bibelhandschriften, Gradualen oder Antiphonaren auf, die nicht oder nur mit enormem Aufwand einem bestimmten Typus oder einer bestimmten Textfassung zuzuordnen sind. Verschärft wird dieses Problem dadurch, dass es sich bei manchen Fragmenten

² Zur Nutzungshäufigkeit erste Erfahrungen bei SCHASSAN, Codices (wie Anm. 1) S. 35.

³ Lässt man einmal die Möglichkeit außer Betracht, die Digitalate via Schrifterkennung einer Volltextsuche unterziehen zu können.

um Teile aus Einband-Rückenverstärkungen handelt, die ihrem Zweck entsprechend in kleinste Stücke zerschnitten wurden. Hier lohnt es sich oft nicht, eine exakte Bestimmung auch nur zu versuchen, etwa wenn ein Pergamentblatt längs zerschnitten wurde, so dass nur noch ein Streifen erhalten blieb, dessen Breite für ein oder zwei Worte reicht.

In einem gedruckten Katalog hätte eine große Menge solcher Fragmente unter wenig aussagekräftigen Titeln wie »Graduale, ca. 15. Jahrhundert« geführt werden müssen. Die Alternative dazu, der Versuch einer näheren Bestimmung, würde zu einer explosionsartigen Vermehrung des Recherche- und Untersuchungsaufwandes führen, ohne dass absehbar wäre, ob denn tatsächlich ein befriedigendes Ergebnis zu erzielen ist. Eine bloße Inventarisierung⁴, die den Texttyp, die Sprache und den Entstehungszeitraum sowie alle greifbaren leicht ermittelbaren zusätzlichen Daten angibt und durch ein Digitalisat ergänzt wird, hat dem gegenüber große Vorteile. Der Arbeitsaufwand für die Erschließung hält sich in vertretbaren Grenzen, während der Benutzer alle weiteren für ihn interessanten Informationen dem Bild entnehmen kann. Wenn der Benutzer ein Spezialist für eine bestimmte Frage ist, wird er sich oft ohnehin viel schneller und einfacher anhand des Bildes als anhand eines Katalogtextes orientieren können, der doch nicht alle wichtigen Informationen enthält. Eine Präsentation im Internet hat dabei den Vorteil der Dynamik: Gewinnt ein Benutzer zusätzliche Erkenntnisse zu einem bestimmten Fragment, können diese leicht in den Katalog eingebunden werden, so dass dieser ständig aktualisiert wird. Das Gleiche gilt natürlich für Erkenntnisse, die innerhalb der Bibliothek nach Abschluss des Projektes gewonnen werden⁵ und – soweit es technisch umgesetzt wird – für ganze wissenschaftliche Beiträge, die in elektronischer Form unmittelbar in Zusammenhang mit der bearbeiteten Handschrift gebracht werden können.

Das Internet bringt einen weiteren, kaum zu überschätzenden Vorteil mit sich: Natürlich konnten auch früher Benutzer anhand von Kurzinventaren an einen Bestand herangeführt werden, und sie konnten durch Sichtung der Originale zu den Stücken gelangen, die für ihre Forschungen wichtig waren. Einen Bestand wie die Düsseldorfer Fragmente könnte man, ein entsprechendes brennendes Forschungsinteresse vorausgesetzt, auf diese Weise durchsehen. Doch in vielen Fällen besteht ein solch ausgeprägtes Interesse nicht, etwa wenn das Düsseldorfer Material in der konkreten Untersuchung nur einen Nebenaspekt beleuchten oder nur illustrativ, als ein zusätzliches Beispiel eingesetzt würde. Dann unterzieht sich niemand der Mühe der Sichtung, erst recht nicht, wenn eine weite Anreise Voraussetzung dafür wäre. Im Internet ist die Schwelle, sich einmal ein oder zwei Stunden Zeit zu nehmen, um beispielsweise die Düsseldorfer Fragmente des 15. Jahrhunderts einer groben Sichtung zu unterziehen, wesentlich geringer. Und wenn die Zahl der Bibliotheken und Archive steigt, die ähnliche Bestände digital zur Verfügung stellen, werden vielleicht manche groß angelegte vergleichende Studien mach-

⁴ Siehe dazu den Beitrag von Klaus ZECHIEL-ECKES in diesem Band S. 13–19.

⁵ Ob aus dem technischen Fortschritt über die Vorteile im Bereich der Erschließung hinaus neue Formen der Editionstechnik entwickelt werden können, kann hier nicht diskutiert werden. Vgl. Retrospektive Digitalisierung von Bibliotheksbeständen. Berichte der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft einberufenen Facharbeitsgruppen »Inhalt« und »Technik« (Berlin 1998) S. 21.

bar, die bisher schon an den notwendigen Reisekosten scheiterten. Bestimmte Fragestellungen können so erstmals untersucht werden⁶.

Die Digitalisierung nicht nur als bloße Bildpräsentation, sondern als Bestandteil der Erschließungskonzeption, verringert also den Aufwand für die Erschließung und gewährt den Benutzern erstmals Zugang zu Beständen, die sonst nicht zur Verfügung gestanden hätten.

III. Bestandserhaltung

Die Digitalisierung dient nicht unmittelbar der Bestandserhaltung, hat jedoch mittelbar erhebliche Vorteile. Zwar wird durch sie ein beschädigter Band nicht restauriert, und auch der weitere Verfall etwa durch Schimmel oder Tintenfraß wird nicht aufgehalten. Aber die Digitalisierung reduziert die Notwendigkeit zur Einsichtnahme in das Original mehr und mehr auf wenige Ausnahmefälle. Hier ist ein entscheidender Unterschied zum Mikrofilm zu sehen, gegen den Benutzer zum Teil berechtigte Vorbehalte wegen schlechter Lesbarkeit geltend machen. Das Argument, die Handhabung von Originalen habe eine größere Weihe oder mache einfach mehr Spaß als die von Sekundärformen, ist dann zwar aus Benutzersicht nicht unverständlich, kann aber nach der Digitalisierung gerade bei den wertvollsten oder am meisten genutzten Originalen nicht mehr ernsthaft ein Grund zur physischen Vorlage sein. Denn jede Benutzung schädigt unvermeidlich. Der bisher unausweichliche Zielkonflikt zwischen der Erhaltung des unersetzblichen Kulturguts, die streng genommen eine völlige Verhinderung der Benutzung erfordern würde, und der Zugänglichmachung, durch die ja der Erhalt eigentlich gerechtfertigt wird, kann also nach der Digitalisierung in den meisten Fällen zur Befriedigung beider Seiten als gelöst betrachtet werden.

Dabei spielen zwei Aspekte eine Rolle: Zum einen muss das Original nicht mehr vorgelegt werden, um seinen Inhalt zu lesen. Zum anderen wird aber auch bei solchen Forschungsvorhaben, die auf das Original angewiesen sind, die Zahl der Blindbestellungen auf Verdacht minimiert. Denn eine Vorsichtung der Digitalisate ermöglicht ein vorausschauendes Aussortieren der für das jeweilige Thema irrelevanten Stücke.

IV. Das Düsseldorfer Fragmenteprojekt

Bei allen positiven Perspektiven, die sich durch die Digitalisierung ergeben, sollten die Erwartungen jedoch nicht zu hoch geschraubt werden. Es wird wegen der großen und ständig wachsenden Mengen an Büchern und Archivalien voraussichtlich niemals möglich sein, alles in digitaler Form zugänglich zu machen. Auch in dem engeren Bereich der Altbestände ist die vorhandene Menge zu groß, um auch nur mittelfristig zu einer Form von flächendeckender Digitalisierung zu kommen. Die Benutzung am Original und an Mikroformen wird also noch für Jahrzehnte eine wichtige Rolle spielen.

6 Vgl. Retrospektive Digitalisierung (wie Anm. 5) S. 9 f.

Darauf ist bei der Planung von Digitalisierungsprojekten Rücksicht zu nehmen. Sie sollten zunächst nur dort ansetzen, wo sie in mehrfacher Hinsicht wirklichen Nutzen bringen, wo sie also gleichzeitig dem Benutzerinteresse, der Bestandserhaltung und der Erschließung dienen. Als in der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf im Spätjahr 2001 darüber nachgedacht wurde, ob es sinnvoll sein könnte, ein eigenes Digitalisierungsprojekt im Handschriftenbereich zu planen, wurde daher auf eine bloße Kopie des Kölner Projektes⁷ verzichtet. Dieses zielt bekanntlich auf die Digitalisierung des gesamten Bestandes mittelalterlicher Handschriften der Diözesanbibliothek ab und stellt gleichzeitig Informationen aus der Sekundärliteratur zur Verfügung. Erschließungstechnisches Neuland wird nicht betreten. Analog dazu hätte der Gesamtbestand der in der Universitäts- und Landesbibliothek verwahrten etwa 400 Codices digitalisiert werden können. Doch im Unterschied zum Kölner Bestand handelt es sich beim hiesigen nicht um einen gewachsenen, einheitlichen Bestand, sondern vielmehr um einen, der durch die Zufälle der Säkularisation und der Bibliotheksgeschichte bis zu einem gewissen Grade willkürlich entstanden ist. Sein hoher Wert liegt in den einzelnen überlieferten Provenienzen, nicht in seiner Gesamtheit. Kein Benutzer wird daher auf den gesamten Bestand zurückgreifen müssen, vielmehr erfordert jede einzelne Fragestellung einen punktuellen Zugriff auf bestimmte Codices. Dass sich dabei die Benutzung auf eine geringere Zahl besonders wichtiger Manuskripte oder solcher mit einer seltenen Überlieferung konzentriert, versteht sich von selbst. Weder für die Benutzer, noch aus Sicht der Bestandserhaltung hätte sich daher durch eine unterschiedslose Digitalisierung des Gesamtbestandes ein wirklicher Gewinn ergeben, der die hohen Kosten gerechtfertigt hätte. Dies um so mehr, als die meisten wichtigen Handschriften seit langem in der Forschung bekannt sind, also in vielen Publikationen nicht selten mit Abbildungen beschrieben sind. Über den Handschriftencensus Rheinland⁸, v. a. aber demnächst über die im Entstehen begriffenen Handschriftenkataloge der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf sind die Codices überdies in befriedigendem Maße erschlossen. Da seit langem Mikrofilme aller Handschriften vorliegen, ist auch aus Sicht der Bestandserhaltung nur geringer Handlungsbedarf gegeben. Eine Digitalisierung der Codices wäre daher zwar nicht ohne Sinn, wäre aber vorerst angesichts hoher Kosten nicht im gleichen Maße sinnvoll wie das Fragmentenprojekt.

Denn der Fragmentenbestand ist bisher nur ansatzweise erschlossen und genutzt worden. Im Handschriftencensus Rheinland wurde er ebensowenig berücksichtigt wie in dem laufenden Richtlinien-Katalogisierungsprojekt. Dabei enthält er sowohl vom Alter als auch von den überlieferten Texten her nicht wenige Stücke, deren wissenschaftlicher Wert höher als der vieler der vollständigen Handschriften einzustufen ist. Da es sich in der Regel um nur wenige Blätter aus einem Codex handelt, ist die Zahl der Aufnahmen pro Signatur vergleichsweise gering. Kalkuliert wurde mit 3.000 Bildern. Damit erfüllt das Fragmentenprojekt mehrere Voraussetzungen für eine sinnvolle Digitalisierung. Der Umfang ist gering genug, um das ganze Projekt nicht durch einen zu hohen Ehrgeiz zum Scheitern zu verurteilen. Die kleine Anzahl von

⁷ Vgl. dazu THALLER, Codices (wie Anm. 1); SCHASSAN, Codices (wie Anm. 1).

⁸ Günter GATTERMANN (Hg.), Handschriftencensus Rheinland. Erfassung mittelalterlicher Handschriften im rheinischen Landesteil von Nordrhein-Westfalen. 2 Bde. und Registerbd. (Wiesbaden 1993).

Images pro beschriebenem Text ermöglicht im Unterschied zu digitalisierten Codices dem Benutzer einen wirklich schnellen Überblick. Das wiederum ist die Voraussetzung dafür, die Erschließungstiefe gering zu halten und so das Projekt überhaupt zu realisieren. Eine detaillierte Tiefenerschließung, die sogenannte Richtlinien-Katalogisierung, der Fragmente mit ihrem hohen Anteil an stark verstümmelten und aus dem Entstehungszusammenhang gerissenen Überlieferungen sowie mit den vielen aus diesem Grund nur schwer oder gar nicht exakt einzuordnenden Texten wäre zum Teil zum Scheitern verurteilt gewesen. Sie wäre mit so vielen Unsicherheiten behaftet gewesen, dass eine gedruckte Publikation kaum in Frage gekommen wäre.

Die Digitalisierung in Kombination mit einer Erschließung, deren Umfang und Tiefe flexibel an dem einzelnen Stück ausgerichtet wird und die in Zukunft mit wachsendem Erkenntnisstand dynamisch erweiterbar ist, ist also die einzige Möglichkeit, mit vertretbarem Kosten-, Personal- und Zeitaufwand den wertvollen Düsseldorfer Fragmentenbestand der Benutzung zuzuführen, die er verdient hat.

Für alle Fragmente werden gewisse Basisdaten wie die zeitliche Einordnung, die Art des Textes, die Sprache usw. erhoben. Wo weitere Informationen zur Verfügung stehen oder mit vertretbarem Aufwand ermittelt werden können, werden sie hinzugefügt, so dass im Einzelfall auch eine Erschließung möglich ist, die der Richtlinien-Katalogisierung nahekommt. Das ist z. B. bei den in diesem Band präsentierten frühmittelalterlichen Fragmenten der Fall. Schon allein wegen ihres hohen Alters lohnte es sich, relativ viel Zeit in ihre Identifizierung zu investieren.

Die flexible Erschließung erfordert natürlich vom Bibliothekar eine Einschätzung der Wertigkeit des einzelnen Stücks, die im Einzelfall schief, falsch oder allzu subjektiv sein kann. Die Digitalisierung bildet da das ideale Korrektiv, da sich jeder Nutzer selbst ein Bild machen und die Entscheidung des Bearbeiters, ein bestimmtes Stück nicht vertieft zu untersuchen, überprüfen und gegebenenfalls korrigieren kann.

Schließlich bringt die Digitalisierung gerade der Fragmente noch im Bereich der Bestandserhaltung immense Vorteile mit sich. Zwar sind sie fast alle verfilmt, aber Schmutz, Leimreste, Knicke usw. machen den Mikrofilm als Sekundärform im Fragmentebereich noch unkomfortabler als bei Codices in gutem Zustand. Der Mikrofilm kann daher hier das Original noch weniger ersetzen. Dabei ist der Erhaltungszustand der Fragmente oft so schlecht, dass die Benutzung eingeschränkt werden sollte. Das ist nun, mit dem Vorliegen von Digitalisaten, möglich. Nicht selten ist durch technische Nachbehandlung – hier sind neben der Vergrößerung eine Veränderung des Kontrastes, der Helligkeit usw. zu nennen – die Lesbarkeit eines Digitalisates ohnehin höher als die des Originals.

Das Düsseldorfer Fragmentenprojekt verspricht also durch die konsequente Verbindung der Aspekte Erschließung, Benutzung und Bestandserhaltung sowie durch die dahinterstehenden Wirtschaftlichkeitserwägungen maximalen Nutzen. Weitere Perspektiven, die sich aus der Digitalisierung der Düsseldorfer Fragmente ergeben, können hier nur angedeutet werden. Sie sind auch nicht unmittelbar als Teil des Projekts anzusehen, sondern können als Folgeprojekte im Anschluss angegangen werden. So eignet sich ein vollständig digitalisierter, zeitlich, sprachlich und inhaltlich sehr heterogener Bestand hervorragend für die Durchführung von hilfswissenschaftlichen Übungen. Hier könnte in Zusammenarbeit mit Hilfswissenschaftlern, Philolo-

gen und Historikern als Form der sekundären Erschließung durch Verlinkung mit den im World Wide Web bereitstehenden Images eine Lernumgebung geschaffen werden, in der gezielt Beispiele z.B. für bestimmte Schrifttypen präsentiert werden. Ähnliches ließe sich aus kunsthistorischer Sicht erreichen. Schließlich, um wieder zum Kernbereich bibliothekarischer Arbeit zurückzukehren, könnten virtuell Zusammenhänge mit Überlieferungen an anderen Institutionen wiederhergestellt werden, so dass größere Teile von jetzt als Fragmente über die ganze Welt verstreuten Codices rekonstruierbar werden. In all diesen Bereichen und noch manchen mehr verspricht die Digitalisierung Vorteile und ganz neue Möglichkeiten. Allerdings muss ein Schritt nach dem anderen vollzogen werden, um das Grundgerüst an Daten und Images zu erstellen, das für alle weiteren Anwendungen die Basis bildet.

